



Erwartungsbaltung: Ein Klamann löst Gefühle aus, die man lieber nicht hätte.

Foto: Modrow/Laif

Das mysteriöse Geschäft mit den Klos

Öffentliche Toiletten sind eine lukrative Einnahmequelle. Alle verdienen mit. Aber keiner will darüber reden, nach welchem System es funktioniert.

VON PHILIPP ALVARES

FRANKFURT. Am Eingang steht eine Frau mit weißer Schürze und mütterlichem Gesicht. Leute gehen rein, Leute gehen raus. Bestimmt sechs in der Minute. Münzen klirren auf dem kleinen Teller. „Dankeschön“, sagt die Frau leise, „danke.“ Danke. Danke. Immer wieder. Danke. Und dazu ein Lächeln. Auf einem kleinen Aufsteller hinter dem Teller steht: Die Mitarbeiter „freuen sich über ein Trinkgeld“. Diese Aufforderung und der Blick der Frau reichen bei den meisten Besuchern. Sie kramen in ihren Portemonnaies, legen Münzen auf den Teller. Wenn der Teller zu voll aussieht, leert sie ihn über einer Plastikkdose, einer von diesen Dingern, in denen sonst Gummischneider oder saure Pommes verkauft werden. Die Dose ist halbvoll mit Kleingeld.

Die Frau arbeitet für eine Firma aus Bockenem in Niedersachsen. Ganz schön weit weg, denn die Frau steht in Frankfurt, vor dem Eingang einer Kaufhaustoilette. Sie schaut verunsichert, irritiert, als sie nach dem Grund dafür gefragt wird. Sie spreche nur wenig Deutsch und wolle keine Fragen beantworten. Trotzdem lächelt sie, sie ist es gewohnt. Sie zeigt auf den Aufsteller: „Fragen Sie Firma!“ Beim zweiten Besuch lässt sie sich

doch auf ein Gespräch ein. Sie erinnert sich. Die Frau sagt, sie arbeite erst seit einem Monat hier. Ihr Lohn sei das Geld auf dem Teller. Ungefähr 250 Euro in zwei Wochen verdiene sie so, zusätzlich zur Sozialhilfe. Die andere Hälfte des Monats arbeite jemand anders hier. Die meisten Leute legen 50 Cent auf den Teller, und es sind viele Leute – da kann etwas nicht stimmen. Dennoch, sie bleibt dabei: „Leute geben nicht viel“, sagt sie und hebt die Schultern. Nach jedem Arbeitstag zähle sie das Geld und nenne den Betrag ihrem Arbeitgeber, sagt die Frau. Der kümmere sich dann um die Abrechnung, „Steuer und so“. Anruf beim Arbeitgeber: Auch er spricht mit Akzent, aber flüssig und mit mehr Worten. Er will nicht erzählen, wie viel er verdient, wie viele Toiletten er betreibt, will eigentlich überhaupt keine Fragen beantworten. Alles sei korrekt, sagt er, die Frauen kriegen 8,55 Euro pro Stunde. Das ist der Mindestlohn im Reinigungsgewerbe. Das Geld auf dem Teller sei für ihn. Vom Kaufhaus bekomme er kein Geld, die Münzen der Gäste seien alles, was er einnehme.

Man muss nicht mit der Staatsanwaltschaft Bonn sprechen, um bei alledem skeptisch zu sein – man wird nur noch misstrauischer. Die Juristen ermitteln gegen Frau P. Sie ist keine Klo-, sondern Geschäftsfrau. Der Verdacht: Steuerhinterziehung. Mit einem 7,5-Tonner führen die Ermittler Ende Juli bei Frau P. vor, um die metallenen Beweise abtransportieren zu können. Ungefähr 40 000 Euro in Cent-Münzen, zwei Tonnen schwer, hortete Frau P. in ihrer Garage – die Geldzählmaschine war angeblich defekt. Das Geld stammt offensichtlich von den Tellern vor Kaufhaustoilet-

ten. Ungefähr 50 Klos betreibt Frau P. in der ganzen Bundesrepublik. Sie ist Russin und lässt überwiegend Landsleute für sich arbeiten. Sie arbeiten als 400-Euro-Kräfte, als geringfügig Beschäftigte. In den Verträgen steht keine Arbeitszeit, es wird eine Pauschale gezahlt. Schließlich müssten sie ja nicht die ganze Zeit putzen, soll Frau P. gesagt haben. Das „Tellergeld“ sammelt Frau P., behalten dürfen die Frauen es nicht. Das Toilettegeschäft sei ein Vertrauensgeschäft, sagt man in der Branche. Erfahrungswerte verraten, wie hoch die Tageseinnahmen sein müssten. Bei Abweichungen soll Frau P. in ihren schwarzen Mercedes eingestiegen und mit einem „breitschultrigen Landsmann“ vorbeigekommen sein. Dann sei eingeschüchtert oder auch mal zugeschlagen worden, sollen Mitarbeiterinnen erzählt haben.

Die Kaufhäuser verdienen mit. Für die Toiletten wird Pacht gezahlt, das ist so üblich. Dafür, dort

Bei Frau P. fanden die Ermittler 40 000 Euro in Cent-Münzen – zwei Tonnen schwer.

saubermachen zu dürfen. An guten Standorten könne man locker 500 Euro am Tag einnehmen, sagen Insider. Die Firmen und Klofrauen erzählten meist nicht die Wahrheit, sagten sie verdienten weniger, um keine Sozialleistungen zu verlieren oder ihre Steuerschuld zu verschleiern, je nachdem. Das Geschäft lohnt sich. Dabei soll auch mal Schmiergeld gezahlt werden, um an eine Toilette zu kommen. Die

Kaufhäuser wollen nicht sagen, wie viel sie mit ihren Klos verdienen, warum sie ihre Toiletten nicht selbst betreiben. Die Filialeiter und Mitarbeiter dürfen nicht darüber sprechen, verweisen an die Pressestelle. Die Pressestelle sagt aber auch nichts: „Wir bitten Sie um Verständnis, dass wir uns dazu nicht äußern wollen.“ Das Thema wird weggedrückt. Karstadt, Kaufhof – überall nur mit penetranter Freundlichkeit vorgetragene Ausflüchte, höflich abwimmelnder PR-Sprech.

Herr A. ist ein stolzer Geschäftsmann. Seine Firma sitzt in einer ehemaligen Postfiliale in einer Wohnsiedlung einer Kleinstadt. Vom Himmel dröhnen hier die Flugzeuge. Einst sei er der jüngste Leiter einer Kaufhausfiliale eines großen Handelskonzerns gewesen, sagt A. Er lächelt. Dann hatte er genug, wollte „etwas Eigenes machen“. Er kannte das Geschäft, wusste, was Handelskonzerne brauchen. Also stieg er ein ins „Facility Management“. Seine Firma säubert seit 25 Jahren Filialen großer Klamotten-Ketten, kümmert sich teilweise auch um die Warenannahme. „Irgendwann muss man ja das nötige Kleingeld für die eigene Familie verdienen“, sagt Herr A. Geputzt werde schließlich immer.

Als Sohn ist gekommen, grüßt und setzt sich. Die Toiletten gehören zur Dienstleistung Facility Management, sagt Herr A. Doch mit den Toiletten wollen Firmen wie seine meist nichts zu tun haben. Es lohne sich nicht, man sei ja an den Tarifvertrag gebunden. Also werden die Klos wieder untervermietet, auch er mache das so. Seine Stimme hebt sich: „Wie die das machen, ist mir egal. Ich will damit nichts zu tun haben“, sagt A. Da gebe es auch mal Probleme

mit dem Zoll, Verdacht auf ausländische Schwarzarbeiter; „zu viel Ärger“. In Zukunft will er sich Ausweisungskontrollen der Mitarbeiter schicken lassen, um auf der sicheren Seite zu sein. Manchmal unterbricht der Sohn den Vater, relativiert, fasst das Gesagte in milderen Worten zusammen.

A. erzählt weiter: Der Subdienstleister bekommt nur das

Dreimal sagt der Sohn, dass der Name der Firma auf keinen Fall genannt werden dürfe.

Geld auf dem Teller. Die Klofrauen kommen meist aus Afrika, A. hat manchmal das Gefühl, die würden unterdrückt, sie wirkten ängstlich, „mafiose Strukturen“ herrschten dort scheinbar. Aber er wisse es eigentlich nicht genau, möchte das gar nicht wissen, betont immer wieder, dass er nichts damit zu tun haben will. Er sei ein seriöser Geschäftsmann. Mensch A. und Kaufmann A. mögen sich manchmal nicht. Während des Gesprächs sagt sein Sohn dreimal, dass der Name der Firma auf keinen Fall genannt werden dürfe. Verliert die Familie ihre großen Kunden, ist sie ruiniert.

Auch die Bahn macht ein Geschäft mit Toiletten. Nur gibt es hier keine Teller, sondern Drehkreuze – man muss bezahlen. Am Hauptbahnhof in Frankfurt kostet einmal Pinkeln 70 Cent, ohne Verzehrgutschein wie an der Autobahn. Der Durchlauf ist immens, immer wieder gibt es Stau an den Kreuzen. Ein großes mittelständisches Unternehmen betreibt das

Klo und hat auch die Einrichtung installiert. Man arbeite schon länger und an vielen Standorten mit der Bahn zusammen, erzählt man dort. An verkehrsreichen Bahnhöfen zahle man dafür, dort die Toilette betreiben zu dürfen. Wie viel will man nicht sagen. Auch an der Frankfurter Bahnhofstoilette: Die putzenden Mitarbeiter sind über ein anderes Unternehmen beschäftigt.

Diese Firma hat zwei Geschäftsführer, ein Ehepaar. Firmensitze und Wohnsitze der beiden sind identisch, in Mainz und Bochum. Von der Wohnung in Mainz blickt man auf den Rhein, am Briefkasten ist auch der Name der Firma angebracht. Auf Klingeln hin meldet sich niemand. Eine Nachbarin sagt, die beiden seien oft im Ausland unterwegs. Die Firma will nicht gern gefunden werden. Keine Website, keine veröffentlichte Telefonnummer. Eine junge Klofrau in Frankfurt will die Nummer auch nicht herausgeben, nicht sagen, wie viel sie verdient, schließlich wolle sie keinen „Ärger“. Auch hier arbeiten anscheinend nur Ausländer, die aber gut Deutsch sprechen. Es zeigt sich keine Angst in ihren Augen.

Dann aber doch, beim vierten Anlauf sagt der an diesem Tag anwesende Klamann: „Okay, muss Chef fragen.“ Er ruft den Chef an und fragt, ob er mit einem Journalisten sprechen möge. Er reicht das Telefon über den Tresen. Der Chef ist freundlich, hat aber gerade keine Zeit. Er ist einverstanden, in der nächsten Woche zu telefonieren, vorher sei er unterwegs. Doch dann ist er nicht zu erreichen, ruft auch nicht an, wie fest vereinbart. Mailbox, SMS, Brief – alles bleibt unbeantwortet.

„Hoffentlich regnet es vier Wochen lang“

Ein Schwarzwald-Bauer über das trockene Wetter

Herr Willmann, Sie haben einen schönen Hof im Schwarzwald. Seit Wochen hat es bei Ihnen nicht geregnet. Plagt Sie der Sonnenschein allmählich?

Schon, aber wir sind natürlich auch froh, dass wir so schönes Wetter haben. Wir können zum Beispiel das Vieh lange draußen lassen.

Wie viel Stück Vieh haben Sie?

Sechzig. Dreißig Milchkuhe und die entsprechende Nachzucht. Die Kühe kommen jeden Tag für ein paar Stunden raus, damit sie Auslauf haben und frische Luft. Das tut ihnen einfach gut, auch wenn es draußen für sie nichts mehr zu fressen gibt.

Gibt es noch mehr positive Seiten, bevor wir von den negativen sprechen?

Ja, wir haben immer mal wieder Gäste gehabt, Kurzurlauber, die nicht gekommen wären, wäre es nicht so schön. Und ein weiterer positiver Aspekt des Wetters ist die Waldarbeit. Die ist jetzt super zu machen gewesen.

Was machen Sie gerade im Wald? Holzfällen. In schönem Wetter Holz zu machen ist viel angenehmer. Es gibt keine Sauerrei, und man macht keinen Schaden.

Und die Brandgefahr? In Bayern gab es in den vergangenen Tagen schon Waldbrände.

Der Waldboden ist schon trocken. Wenn man da ein Feuer machen würde, würde wohl was passieren. Aber die große Waldbrandgefahr wie im Sommer besteht nicht, wenn die Sonne wirklich reinbrennt.

Und welche schlechte Seite hat jetzt das Wetter?

Das Grundwasser ist sehr zurückgegangen. Wir haben Felder, die vor etwa fünfzig Jahren trockengelegt wurden. Die waren früher Sumpf, Moorgebiet. Da kommt im Moment überhaupt kein Wasser mehr rauf. Das ist ein Zeichen, dass sehr wenig Grundwasser vorhanden ist. Die Quelle ist fast ausgetrocknet.

Hinzu kommt die eigene Wasserversorgung. Jeder Betrieb hat bei uns eine eigene Wasserversorgung. Wenn man da keinen so guten Brunnen hat, also eine Quelle, dann wird es im Moment schon sehr knapp.

Wo ist Ihre Quelle? Unsere ist vierhundert Meter vom Hof entfernt in einem Waldstück.

Die versiegt? Sie wird permanent ein bisschen weniger. Bei normalem Wetter kommt dort viel mehr Wasser, als man verbraucht. Deswegen reicht es immer noch. Aber eigentlich steht ja der Winter vor der Tür. Wenn der Boden gefroren ist, der Niederschlag in Form von Schnee fällt, dann dringt auch kein Wasser in den Boden. Deswegen kann das schon noch dramatischer werden.

Haben Sie die Sorge, dass irgendwann kein Wasser mehr aus dem Hahn kommt?

Ja. Im Moment ist das noch nicht der Fall. Aber mit der Zeit muss man damit rechnen.

Besprechen sich die Bauern untereinander für so einen Fall?

Zu besprechen gibt es da nichts. Man kann nur hoffen, dass es irgendwann mal wirklich regnet. Nicht nur einen oder zwei Tage lang, sondern vier Wochen. Damit das Grundwasser wieder da ist.

Können Sie sich an einen anderen so warmen November erinnern?

Nein, aber so alt bin ich jetzt auch nicht. Aber dass man das Vieh so lange draußen lassen und im Frühjahr so früh raustreiben konnte, ist schon ungewöhnlich. Im Frühjahr war es ja genauso.

Und dann kam der Regensommer. Einen richtig verregneten Sommer hatten wir ja nicht. Es hat immer mal ein bisschen geregnet. Leute, die mit Landwirtschaft nichts am Hut haben, sehen das oft anders. Von mir aus kann es jetzt auch noch vierzehn Tage so bleiben. Dann haben wir die Waldarbeiten abgeschlossen. Aber dann muss es mal regnen und zwar kräftig.

Das Gespräch mit Frank Willmann führte Cornelia von Wrangel.

Oben Ziegen, unten kaputte Bremsen

Noch 450 Kilometer bis Kinshasa – eine Fahrt im Sammeltaxi durch das pralle Nichts

VON THOMAS SCHEEN

KINSHASA. Ich gebe zu, ich habe das Ding absichtlich kaputtgemacht. Habe so lange mit der Klinge des Taschenmessers in den Innereien herumgestochert, bis der MP3-Player gründlich tot war. Wollte nicht mehr von den diskolauten Kwaito-Rhythmen beschallt werden, die seit zwei Stunden die Fensterscheiben vibrieren ließen. Als der Player Ermüdungserscheinungen zeigte und der Fahrer des Sammeltaxis um technische Hilfe bat, habe ich meine Chance gewittert. Jetzt herrscht endlich Ruhe. Nur die Ziegen auf dem Dach meckern gegen den Fahrtwind an. Noch 450 Kilometer bis Kinshasa.

Dabei war das Sammeltaxi als Retter in höchster Not aufgetaucht, als es schwer beladen neben dem Mietwagen mit dem geplatzen Motor zum Stehen gekommen war, ir-

gendwo zwischen Kikwit und Kinshasa, im prallen Nichts. Ein Platz war noch frei gewesen in dem Toyota-Minibus. Richard, der jungenhafte Fahrer, hatte einen fairen Preis genannt, und gegen ein kleines Trinkgeld durfte der Weiße vorne sitzen statt in der engen Kabine, wo schon zwölf Passagiere auf eisernen Bänken hockten und sich dem mangelnden Beinfreiheit die Knie um die Ohren gewickelt hatten.

Das Gepäck wurde kurzerhand einem Mitreisenden auf den Schoß gewuchtet, weil es oben auf dem Dach schon recht eng war: Drei Ziegen waren dort mit Stricken festgebunden, was sie aber nicht daran hinderte, ständig an die weiße vorne verstaute Salatköpfe gelangen zu wollen, was der ebenfalls auf dem Dach reisende Gepäckträger mit einem dicken Stock zu verhindern wusste. Daneben transportierte das Taxi noch ein Dutzend

Palmölkanister, jeder 25 Kilogramm schwer, zahlreiche Säcke mit Maniok und natürlich das Gepäck der anderen Passagiere.

Als nach dem Ausfall der Musikanlage wieder so etwas wie ein Gespräch möglich war und man sich erkundigen konnte, wie lange es wohl noch dauere bis Kinshasa, zuckte Richard nur mit den Schultern. „Acht Stunden, vielleicht auch zehn.“ Man musste ihm Glauben schenken, denn über eine Geschwindigkeit von 50 Stundenkilometern kam das Taxi beim besten Willen nicht hinaus. Bergab ließ der Fahrer es sehr langsam angehen, weil er um seine Bremsen fürchtete, bergauf kroch er mitunter im ersten Gang. Noch 350 Kilometer bis Kinshasa.

Das Taxi stoppt an einer Schule, um einen weiteren Fahrgast aufzunehmen: noch eine Ziege, dieses Mal allerdings eine ausgewachse-

ne. Kurz danach, es geht wieder einmal quälend langsam einen Berg hinab, fließt eine gelbe Flüssigkeit die Windschutzscheibe hinunter. „Blöde Ziegen“, sagt Richard und versucht vergeblich, die Scheibenwischer in Gang zu setzen. Die sind nämlich kaputt. Also brüllt er einen Befehl zum Fenster hinaus, der Mann auf dem Dach



Beladen: das Gefährt

Foto: Scheen

verstehen, und prompt erscheint am oberen Rand der Windschutzscheibe ein grinsendes Gesicht, gefolgt von einer Hand mit einem Lappen, die die Ziegenpisse schön gleichmäßig über die ganze Scheibe verteilt. Noch 300 Kilometer bis Kinshasa.

Bis Kenge, einem Marktflecken auf halber Strecke, verläuft die Fahrt relativ ruhig, sieht man davon ab, dass der Mann fürs Gepäck im hohen Bogen vom Dach fliegt, weil das Taxi einem Schlagloch nicht mehr hatte ausweichen können. Der Mann mit dem schönen Namen Dieudonné schlägt einen Salto, landet im weichen Buschwerk, rappelt sich auf, nimmt ungehört seine Position auf dem Dach wieder ein. Der Fahrer lacht sich schlapp. In Kenge wollen die drei Besatzungsmitglieder, der Mann auf dem Dach, der Fahrer und der Kassierer, die Bremsbeläge wech-

seln, eine gute Idee, weil das Taxi immer mehr StraÙe braucht, um zum Stehen zu kommen. Nun hat aber Richard an einer Stelle gehalten, von der die Polizei behauptet, da sei Halteverbot, weshalb sie den Fahrer verhaften will. Der eine Polizist trägt ein Sturmgewehr, der andere schwarz lackierte Fingernägel. Bordsteinspiraten in Uniform. Die Taxi-Crew schraubt ungerührt an der Bremsanlage weiter, die Passagiere bilden eine Mauer zwischen ihnen und den Polizisten. Als die erste Tomate angefliegen kommt, geworfen von einer Marktfrau, trollt sich die Staatsmacht. Noch 200 Kilometer bis Kinshasa. Vier Stunden später kommen die Lichter des Flughafens in Sicht. Dort wartet der Fahrer eines Freundes mit einem Geländewagen, angenehm temperiert, wohlriechend und komfortabel. Aus der Musikanlage schallen Kwaito-Rhythmen.